

DER TRAUM VOM VERSCHWUNDENEN JERUSALEM

EIN JUDE UND SEINE ERINNERUNG AN DIE STADT DER STÄDTE - WILNA

Ich habe ihn, wie mir scheint, schon in der Wiege geträumt - lange bevor ich SIE das erste Mal mit offenen Augen sah; lange bevor SIE mich im Jahr 45 in ihre vom Krieg noch blutige Umarmung schloß; lange bevor in IHR der Grabhügel wuchs, dessen Lehm all meine Freude verklebte und all meine Traurigkeit für immer in eine giftig-gelbe Farbe tränkte; denn unter ihm fand meine Mutter ihre Ruhe. Fand sie sie tatsächlich?

In meinem Leben war ich in vielen Städten - in New York und Paris, in Toronto und in Genf, in London und in Turin sowie in Prag und in Warschau, doch nicht eine von diesen großartigen, einmaligen und wunderbaren Städten ging in meine Träume ein.

Ich träumte nur von IHR, der einzigen Stadt auf der Welt.

Ich träumte von IHREN Straßen und Gassen, die schmal sind wie Leinen, auf denen jahrhundertlang jüdische Wäsche trocknete - und nicht trocknen wollte von all den vergossenen Tränen, die blau schimmerte vom Waschblau der unerfüllten Hoffnungen, der vermessenen und wie Wolken am Morgen hochfliegenden Träume, die wie ein Regenguß auf die ungefestigten Seelen der Knechte und Mägde mit den klangvollen Herrschernamen - Judith und Ruth, Salomon und David - herabstürzten.

Ich träumte von IHREN Ziegeldächern, auf denen die Katzen umherstolzierten wie Engel und die Engel wie Katzen.

Ich träumte von IHREN Pflasterstraßen, wo jeder Stein einem Bruchstück der Tafel Mose glich.

Ich träumte von IHREN Synagogen und Basaren - das Geflüster des heißen, fast rasenden Gebetes wechselte und mischte sich in meinen nächtlichen Visionen mit leidenschaftlichen Rufen: "Kugl! .. Hejsse Beigalech! ...Frische Fisch! " Die Rufe klangen drohend und durchdringend wie Psalmen, und die Händler erinnerten an alte Prediger - im Wind flatterten ihre grauen Peies, in ihren Augen leuchtete ein überirdisches Feuer; von Kartoffelkuchen irgendwo in der Sawalnaer oder Nowogrudsker, der Mjasnitzker oder Rudnitzker roch es nicht nach einem völlig verrußten Ofen, sondern nach einer Opferstätte, die sich am Fuße des Hermon oder des Judäischen Gebirges ausbreitet.

In meiner Kindheit, die selbst schon zum Traum verflog, wehten in meinen nicht endenden Träumen über SIE, diese wundersame und für mich unerreichbare Stadt, sehnsüchtige Erzählungen von Großmutter und Großvater, Onkeln und Tanten, die nie herausgekommen waren aus unserem Shtetl, aber über alles auf der Welt nicht schlechter Bescheid wußten als der Herrgott selbst, die Geschichten unserer vielen Nachbarn schwangen in ihnen, der redseligen und erfindungsreichen hungrigen Pilger und Elenden, die es zu uns an die Ufer der Wilia verschlug und die für ein Nachtlager und etwas Essen mit allerlei Geschichten bezahlten - mit ihren Phantasien bestickten meine Landsleute tagtäglich das graue Leinen ihres Lebens.

Ihre ruhigen Erzählungen, ihre langen bis zum Morgengrauen ausgedehnten Geschichten weckten die Phantasie wie eine Pessach-Haggada. Herrgott, welcher Rausch lag in diesem wunderbaren unvergeßlichen Schwindel, in dieser überwältigenden, wohltuenden Halbwahrheit! Der Kopf schwirrte, und das Haus wurde erfüllt von traurig-glücklichen Seufzern und Ausrufen, in denen sich Trauer und Glück, Leid und Zuversicht geheimnisvoll vermengten.

Oh! - rief meine Tante Chawa und wischte sich heimlich eine Träne ab.

Sie, eine alte Jungfer, hatte auch von IHR geträumt. Vielleicht noch öfter als ich. SIE erschien ihr als ein riesiger, auf einer großen Wiese aufgespannter Hupa-Baldachin, unter dem sie, ganz in Weiß, völlig erschöpft vom eigenen Glück, neben ihrem Erwählten steht. Dort, in dieser erstaunlichen Stadt, heirateten sogar die häßlichsten Mädchen. Dort tauschten an jedem Tag und zu jeder Stunde Brautleute ihre goldenen Ringe.

Für meine Tante Chawa war Wilna eben so ein im Weltenraum verlorenes goldenes Ringlein!

Oh! - stöhnte Onkel Leiser vor Wohlbehagen wie im Dampfbad, wenn IHR Name erwähnt wurde.

Auch er hatte SIE im Traum gesehen. Onkel Leiser träumte, daß man ihn zum Vorsteher der Großen Synagoge gewählt hatte und daß er eine mit Perlen bestickte Kipa besaß, von der sein Kopf in der Abenddämmerung strahlte wie ein Stern am Himmelszelt. Im Traum sah er sich begraben neben dem Rabbi Elijah selbst. Wenn schon das Schicksal ihn dazu verurteilt hatte, so viele Jahre in solch einem Loch, wie unserem Shtetl, zu leiden, dann sollte ihm wenigstens nach dem Tode sein Grab neben dem des Wilnaer Gaon, des Gerechten der Gerechten und Weisen der Weisen, ausgehoben werden.

Ja-a-a ! sprach genüßlich und langgezogen der Bäcker Rachmiel, der in DIESEER wundersamen Stadt geboren, doch als kleines Kind in das heidnische Litauen gebracht wurde.

Er buk andere Träume als Leiser, er dachte nicht an eine bestickte Kipa, und es war ihm auch gleich, neben wem er begraben sein würde - ein Friedhof ist schließlich kein Ehebett - doch jedesmal, wenn das Gespräch um Wilna kreiste, sah er sich als Inhaber der Konditorei gegenüber der Großen Synagoge, wo er von früh bis spät nach dem Paradies duftende Rosinen- und Zimbrötchen verkaufte. Der Allerhöchste selbst schaute nach dem Morgengebet bei ihm herein, sie zu kosten.

Aus diesen Geschichten, voll von Übertreibungen wie ein ungepflühtes Feld mit wundersamen Blumen, aus diesen Erzählungen, die einmal in Traurigkeit versetzten, ein anderes Mal in Aufregung bis an die Grenze des Wahnsinns, aus diesen Seufzern und Ausrufen, aus diesen halben und ganzen Andeutungen, erwuchs das, was es unter keinem Kleinstadtdach gab, was man hinter keinem Fenster, sei sein Rahmen auch aus Gold, erblicken konnte. Aus ihnen entstand ein Bild der STADT der Städte, einer jüdischen Insel im stürmischen Ozean von Haß und Fremde, ein Bild der Hauptstadt der jüdischen Frömmigkeit und Weisheit. Aus ihnen tauchte, wie ein von Feuer sprühendes Schiff, SIE, die Stadt unserer Träume, auf.

Das war ein wundersames Schiff - es befuhr zugleich das Wasser, die Luft und die Erde. Es lief in jedes Haus, in jede Hütte ein wie in einen Hafen. Der Schiffsraum war voll von Kostbarkeiten und Schätzen und immer offen für alle - nehmt, füllt Euch die Taschen und die Seele, Reiche und Arme, Kluge und Dumme, Glückliche und Unglückliche!

In meinen vom Sand der Erinnerung verstopften Ohren klingt bis heute seine langanhaltende Sirene, die wahrscheinlich bis zu meiner Sterbestunde nicht verklingen wird. Sie weckt Lebende und Tote.

Vom Traum bis zur Wirklichkeit waren es nur 130 Kilometer, nicht mehr. Was ist eine solche Entfernung heute, im Zeitalter der Überschallflugzeuge und der schnellen Autos? Aber damals!...

Damals erschien uns die Entfernung von unserem Shtetl bis nach Wilna genauso groß wie bis zum Großen Bären.

Die Unerreichbarkeit vergrößerte die Sehnsucht und die Liebe. Wie meine Großmutter zu sagen pflegte: Zucker ist in den Gedanken süßer als im Mund, im Mund zergeht er, in Gedanken - niemals!

Wilna löste sich in den Gedanken derer niemals auf, die von altersher "Litwaken" genannt wurden.

Ich erinnere mich, wie der Schuster, Schimen Dudak, seine kleinen Schlitzaugen öffnete und seine buschigen schwarzen Brauen zum glatten, kahlen Schädel hochzog und verkündete:
- Herrgott! Was es dort für Schuster gibt! Ihre Ahle hat der Allmächtige selbst gespitzt.

Ich erinnere mich, wie der Schneider, Schimschen Bankwetscher, seinen gewirbelten Bart streichend und auf seinem kurzen Bein hinkend, offen prahlte: - Ich habe in Wilna schneidern gelernt. Solche Schneider wie DORT hat die Welt noch nicht gesehen. Sie biegen einen Buckligen gerade.

Ich erinnere mich, wie der sanftmütige Verrückte unserer Kleinstadt, Motke, der immer in ein weißes Gewand wie in ein Leichenhemd gekleidet war, sagte: - Das ist eine Stadt! Das ist eine Stadt! Dort sind alle verrückt. Alle! Und als Zeichen seines Einverständnisses mit sich selbst schnalzte er mit der Zunge.

Meine Großmutter, der wegen ihrer Frömmigkeit der Beiname Gottesbraut gegeben wurde, schwärmte für Wilna, sie strebte dorthin mit all ihren Kräften, flüsterte IHREN Namen, wie den Namen

des Geliebten, und bereitete sich, wenn auch nicht auf ein Zusammensein, so doch wenigstens auf ein kurzes Rendezvous vor - sie wird sich auf den zweiten Rang der Großen Synagoge begeben, ein Gebet murmeln, und der Herr, unser Gott, wird sie erhören, ihr all ihre kleinen Sünden vergeben, ihr Alter wie eine Kerze löschen und ihre Jugend neu entzünden.

Doch dieser Traum sollte nicht wahr werden. Genauso wie sich auch die Träume ihrer Verwandten und Landsleute nicht erfüllten - bescheidener, nicht sehr erfolgreicher Arbeitsleute - der Fischhändlerinnen, der weisen Frauen, der Schneider und Schuster, der Sattler und Tischler, der Krämer und Kesselflicker, deren irdisches Dasein nach dem Willen des Allmächtigen oder nach dem Willen des Teufels sein Ende fand.

Ich kann ihr, meiner Großmutter, der Braut Gottes, die Wahrheit über die Große Synagoge nicht sagen. Ich kann nicht mit einem der über 200 000 im 2. Weltkrieg in Litauen umgekommenen Juden darüber sprechen - nicht mit dem Säugling, der lebendigen Leibes in die Grube geworfen wurde, nicht mit dem Alten, der im Feuer wie im Fieber das seit Kindertagen eingeprägte "Schma, Israel" vor sich hin betete.

Die Lebenden wie die Toten glauben nicht an die Wahrheit, die ihnen keine Hoffnung läßt. Wie kann das sein - die Große Synagoge gibt es nicht mehr? Wer sagt, daß sie spurlos verschwunden sei? Der Messias wird kommen, und wir Toten werden aus unseren Gräbern auferstehen und die ersten sein, dort zu beten!

Lange vor diesem beispiellosen Schlachten, vor dieser ungeheuerlichen Sense, die in den litauischen Städten nicht einen Keim, nicht ein Pflänzchen, nicht ein Zweiglein am Israelitischen Baum verschonte, gestattete meine Großmutter es niemals, daß auch nur ein Staubkorn auf ihren Traum, ihr Bild von ihrer geliebten Stadt fiel. In ihrer Vorstellung strahlte SIE in all ihrer Schönheit und ihrem blendenden Glanz.

Vor dem Krieg war es nur einem aus unserem Shtetl vergönnt, in IHR zu weilen - dem Possenreißer Peissach-Tsimes, einem fernen Verwandten meines Großvaters. Als er aus Wilna zurückkehrte, fragte ihn meine Großmutter: - Na, wie ist sie? Was sagst Du?

Sie erwartete von ihm Worte, die sie bisher nie gehört hatte, Worte, von denen die leidende, von undurchdringlichen Wolken verhangene Seele plötzlich ein Regenbogen überzieht. Doch Peissach, der die Sitten der Alten kannte, wollte nicht mit der Sprache heraus, strich sich lange über die rote Nase, trat unschlüssig von einem Bein auf das andere, als ob er nicht auf festen Holzdielen, sondern auf einem schwankenden Floß stünde. - Eine Stadt eben. Lärm, Gedränge, Schmutz ... Auf Schritt und Tritt Juden. Und Possenreißer erst - wie Straßenhunde. - Das ist alles? erschrak die Großmutter. - Alles, brummte der Possenreißer aus tiefster Seele. - Und die Große Synagoge!...und das Grab des Gaon!... Und... Und... Und... - Alle Geräusche, die in ihr waren, zerfielen, verflogen, verschwanden plötzlich. Die Alte bekam einen Hustenanfall und versuchte wohl ihren Hals vom Erstaunen oder von der Geringschätzung gegenüber Peissach zu befreien. Der geriet in Verwirrung, begann mit seinen wie zwei Münzen unterschiedlichen Wertes verschieden großen Augen zu blinzeln und sagte versöhnlich: - Du glaubst es nicht?...Fahr selbst hin! Nach Jom Kippur kann ich Dich mitnehmen! - Doch die Großmutter ärgerte sich noch mehr über ihn. - Für nichts auf der Welt! erwiderte sie empört.

Mit jedem fährt sie, nur nicht mit ihm. Nicht nach Jom Kippur, nicht zu Chanukka, niemals. Lieber läuft sie zu Fuß, allein ohne Wegbegleiter, als daß sie sich in seinen besudelten, nach tierischen Urin und rohem Leder stinkenden Pferdewagen setzte. Mit wem auch immer, nur nicht mit ihm, mit diesem Grobian, diesem Vielfraß und Säufer, der außer Kneipen, Pferden und Straßendreck nichts anderes auf der Welt sieht. N i c h t s a n d e r e s!

Ich danke ihr für ihre Wut und ihr Gekränktheit - so hat sie meine Träume vor dem Verderben gerettet und nicht zugelassen, den Schiffsraum des auf unserem stillen Wasser mit seinen Kostbarkeiten und Schätzen dahingleitenden Schiffes zu verschließen. Weil es sie gab, war meine Kindheit bis zum verhängnisvollen 22. Juni noch von Licht überflutet, vom Licht der Heiligkeit und des Glaubens, das sich aus den Fenstern der Großen Synagoge ergoß; ihr danke ich dafür, daß meine Kindheit sich nicht mit dem Gestank von Pferdeurin und Rohleder, der groben Kutscherwahrheit, verbindet, sondern daß ich den Duft der Phantasie erinnere, der die Seele erhob und sie in andere, unerreichbare, herrliche Gefilde fort trug; sie war es, der ich meinen unsichtbaren, treuen Talisman, der mich vor dem Bösen und der Verzweiflung bewahrte, verdanke.

Der Krieg trennte mich nicht von der Stadt meiner Träume. Wirklich, ich sah sie im Traum immer schärfer und schärfer, führte mich doch das Leben mit Menschen VON DORT zusammen.

Im geheizten Güterwagen auf dem Weg in das nie gesehene, nichts Gutes verheißende Kasachstan, vernahm ich: - Ich bin aus Wilna, dem "Jeruschalaim de Lita". Das Gesicht meines Nachbarn auf einer der rauhen Pritschen neben mir, deren Splitter in die ausgehungerten Körper eindrangen wie Stechbremsen, habe ich vergessen, doch seine kummervoll gedämpfte, röchelnde Stimme ist für alle Ewigkeit in meinem Gedächtnis.

Ich weiß nicht, wer dieser Mann war - vielleicht war er der Bäcker des Ladens gegenüber der Großen Synagoge, vielleicht ein Schneider, der Bucklige wieder gerade biegt, vielleicht der Setzer einer Druckerei, in der auf billiges Papier jüdische Bücher gedruckt wurden, vielleicht ein Schreiber der Thora, der beim Abschreiben zeit seines Lebens nicht einen einzigen Fehler beging.

Auf einer Zwischenstation unweit von Swerdlowsk trugen sie ihn aus dem schwülen mit Schweiß und Gram erfüllten Waggon des Güterzuges heraus und legten ihn in eine fremde kalte Erde, und ein verfrühter russischer Schneesturm fegte große Flocken auf ihn und hüllte ihn ein, so wie in ein Leichentuch.

Im Takt zum Rattern der erbarmungslosen Räder, die uns in die Ungewißheit fort trugen, wiederholte ich in abgehackten Silben:

- Je-ru-scha-laim de Li-ta! Je-ru-scha-laim de Li-ta!

Was war das - Wahn oder Beschwörung? Wahrscheinlich doch Beschwörung. Ich beschwor meine Angst, meine Hilflosigkeit, ich beschwor den russischen Schneesturm, die russischen Weiten, die russischen Gegenzüge, die ohne Halt in den Krieg rasten und unseren Zug in heißen Dampf, laute Soldatenlieder und eisige Wellen der Ausweglosigkeit einhüllten.

Wenn ich an diese Tage zurückdenke, kommt mir der Gedanke, daß der Tod meines Weggefährten ein Vorzeichen von etwas Größerem als dem Heimgang eines einzelnen Menschen war. Zusammen mit ihm fegte der Schneesturm am Haltepunkt nicht nur den Rückweg ins Jeruschalaim de Lita zu, sondern auch das Jeruschalaim de Lita selbst und hüllte seine Ziegeldächer, auf denen die Katzen umherstolzten wie Engel und die Engel wie Katzen; seine Pflasterstraßen, wo jeder Stein einem Bruchstück der Tafel Mose glich und die Große Synagoge mit ihrem Aron ha-Kodesch in ein Leichentuch ein, sie bedeckte meine Träume mit undurchdringlichen Schneewehen.

Nein, nein, ermutigte ich mich, so einen Schneesturm, der die Stadt, die die Herzen aller Juden Litauens anzieht, zuwehen würde, einen solchen Wind, der die Insel der jüdischen Weisheit und Frömmigkeit in die Vergessenheit fortwehen könnte, gibt es nicht. Sie ist ewig und wird immer sein! Gott, der barmherzige, unser allmächtiger Gott wird eine solche, nie dagewesene Ungerechtigkeit nicht zulassen.

Ich schäme mich, es zuzugeben, doch in meinen Gedanken, in meinen Träumen drängte es mich nicht so sehr danach, mit Mutter und Vater zusammen zu sein, als mit ihm, dem Allerhöchsten. Was konnten die Eltern ausrichten? Sie konnten mich kleiden und ernähren, und das nicht bis zum Sattwerden. Er aber konnte die Stadt meiner Träume retten und Sorge tragen, daß die Schneestürme enden und die Schneewehen tauen!

- Got is a tate! Gott ist unser Vater!

Wer konnte damals in der kasachischen Steppe in einem verfallenen Kischlak, in dem wir lebten - was heißt lebten, jeden Tag krepieren wir vor Hunger - wo sogar die Esel und Schafe mit Neugier und offener Überlegenheit auf die jüdischen Flüchtlinge wie auf Außerirdische starrten, wer konnte glauben, daß der - russische, deutsche, litauische - Schneesturm sich stärker als der Herrgott erweisen würde!

Wer konnte das glauben!

Doch sogar dort in der endlosen Steppe, in der gefährliche, erbarmungslose Schakale umherzogen und über der scharfäugige Adler kreisten und auf Beute lauerten, sogar dort, am Fuße des Berges

Alatau in einer verqualmten Lehmhütte strahlte noch ein kostbares Steinchen aus der Krone des Jeruschalaim de Lita.

In dieser Lehmhütte wohnte der Genosse Icchak, der im Kolchos als Rechnungsführer in der Buchhaltung arbeitete. Damals waren Rechnungsführer in der ländlichen Gegend Kasachstans eine Seltenheit wie Sterndeuter. Wie sich später herausstellte, war Genosse Icchak weder Rechnungsführer noch Sterndeuter. Und Genosse war er auch nicht. Vor dem Krieg war Icchak Rabbiner auf der Sadowaja-Straße.

Einziges Zeugnis seines Rabbinertums war ein schwarzes abgewetztes Käppchen, das er nie abnahm und das der Kolchosvorsitzende Nursultan als Tjubeteika ansah. Nursultan bot ihm mehr als einmal eine neue bunte Kappe aus ausgesuchtem Gewebe an, doch Icchak lehnte das Geschenk jedesmal hartnäckig ab.

Der Kolchosvorsitzende verzieh ihm auch eine andere Absonderlichkeit. Am Abend sammelte Icchak die Flüchtlingskinder, die die kasachische Schule besuchten, um sich und unterwies sie heimlich in jiddischer Lese- und Schreibkunde. Unter seinen Schülern waren Jungen aus Bobrujsk, Slonim, Siauliai, Jonava und sogar zwei aus Leningrad.

Er lehrte uns nicht nur lesen und schreiben, sondern auch den Sabbat und alle jüdischen Feiertage einzuhalten. An den Feiertagen teilte Icchaks Frau, Ethel, Geschenke aus - Fischbulleten und Gerstenfladen. Doch nicht die Fischbulleten und Gerstenfladen zogen die Kinder zu ihm. Hauptköder waren die Erzählungen über seine Heimatstadt - Wilna.

Er erzählte uns über den Gaon Elijahu, über die berühmten jüdischen Gelehrten und Verleger, über die Dichter, die das Jeruschalaim de Lita besungen und über die Reichen, die ES mit ihrer Gunst bedacht haben. Ihre Namen klangen in der engen Lehmhütte wie die von Sternen - alles ringsum wurde hell, und um jeden unserer Köpfe erschien ein Heiligenschein aus nie gesehendem Licht; hinter den Fenstern erstreckte sich nicht der Kischlak mit seinen lehmgestampften Hütten, sondern die Stadt, in der er, Icchak, geboren wurde und in der, wie ihm schien, niemals auch nur eine Spur - des jüdischen Gedankens, des jüdischen Fußabdrucks, des jüdischen Graviermeißels, der jüdischen Stimme - verlorengehen wird.

Warum sollte ich es verbergen, ich sah in dem gebeugten, hinfälligen, leicht stotternden Icchak nicht den Rechnungsführer des Kolchos, nicht den Rabbiner, sondern den Vertreter Gottes in der unendlichen kasachischen Steppe. Ich war ganz sicher, daß er in sein Jeruschalaim zurückkehren würde, und vielleicht kehrten auch wir zurück mit ihm - wenn nicht in der Wirklichkeit, so doch im Traum. Im Traum sind die Wege kürzer.

Doch eines Tages, als ich aus der kasachischen Schule nach Hause kam, sagte mir meine Mutter: - Ein Unglück... Icchak ist gestorben. Die einen sagten, daß er sich selbst das Leben nahm, andere, daß er an Bauchtyphus gestorben sei, die dritten, daß sein Herz stehengeblieben sei. Die Beine, ja, die liefen noch, aber das Herz eben blieb stehen. Bald darauf starb auch Ethel. Man begrub sie beide hinter dem Kischlak, dort, wo die Gärten in die Steppe übergehen. Der Vorsitzende Nursultan hielt eine Rede an seinem Grab. Er sprach kasachisch, und niemand verstand ihn. Auch der Verstorbene verstand ihn nicht. Sicher wollte er das Kaddisch hören. Doch das Kaddisch zu sprechen, war niemand da. Alle jüdischen Männer waren zur Armee eingezogen - der Schneesturm zog sie in sein Todesweiß.

An diesem Tag, glaube ich, wurde ich erwachsen. An diesem Tag ergriff mich ein furchtbarer Zweifel.

Ob nur für den Rabbiner, Rechnungsführer, Sterndeuter Icchak das Gedenkgebet gesprochen werden muß?

Vielleicht auch für meine Träume?

Und vielleicht..?

Wenn man etwas laut ausspricht, das noch nicht geschehen ist, lehrte mich mein Großvater, dann geschieht es umgehend.

In Wilna - Vilnius - kam ich Anfang 1945 an. Der Februar ging zu Ende. Es schneite heftig, und die verschneite, vor kurzem befreite Stadt sah aus wie ein Kranker, der auf hohen, mit Gänsefedern gefüllten Kissen im Bett liegt. Häuser mit abgedeckten Dächern, von Panzerketten aufgewühlte Straßen, Massen von Rotarmisten in ihren vom Frost steif gewordenen Militärmänteln und mit in die Stirn geschobenen Pelzmützen; wenige Passanten mit einem Laib Brot unter dem Arm, ein einsamer auf einen Fahrgast wartender Droschkenkutscher auf dem Bahnhofplatz; ein mit seinen riesigen pergamentenen Ohren wackelndes Pferd; die Spitztürme der Kirchen, die in den mit bleiernen Wolken bedeckten Himmel hineinstachen, - und Fenster, Fenster mit herausgeschlagenem Glas ohne Gardinen, ohne Gesichter, ohne Stimme; ein aufgeweichter Aushang in deutscher Sprache mit kaum erkennbaren Buchstaben - alles war fremd, unbegreiflich und flößte Angst und Mißtrauen ein. Vergebens suchte der Blick einen Zug, einen Laut, ein Detail, die die Stadt in die Nähe meiner Knabenträume gerückt hätten.

Sollte ES das wirklich sein - das Jeruschalaim de Lita?

Wird hier meine Tante Chava, die alte Jungfer, ihren Bräutigam finden? Wird der Bäcker Rachmiel gegenüber der Großen Synagoge seinen Laden eröffnen, wo früh am Morgen der Allerhöchste selbst hereinschaut, um ein Plunderstück mit Mohn zu kosten, das so leicht ist wie ein Schmetterling? Wird sich hier Onkel Leiser neben dem Grab des Weisesten aller Weisen, des Rabbi Elijahu, zur letzten Ruhe begeben?

Wo ist sie, die Große Synagoge? Wo ist er, der Friedhof, auf dem die sterbliche Hülle des Gaon bestattet ist? Wo sind sie, die Leisers, Chavas, Rachmiels, Schimschens, Motkes, wo sind sie, die Jungen und Mädchen mit den klangvollen Namen - Judith und Ruth, Salomon und David?

Ringsum nur Schnee, nur Schnee, nur Schnee.

Vielleicht hat mich Mama an den falschen Ort gebracht? Vielleicht sind wir in eine ganz andere Stadt geraten, eine mittelmäßige, unauffällige, trostlose Stadt - nicht nach Wilna, nicht ins Jeruschalaim de Lita. Vielleicht haben wir uns in der Eile geirrt und die Fahrkarten für die falsche Richtung gekauft. - Für die richtige - sagte Mama. - Ja. Aber, wo sind denn... wo sind sie denn alle? - Wer, alle?

- Die Juden.

- Die Juden, Hirschele, sind dort... - seufzte Mama und wies mit dem Finger in den Schnee. Unter der Schneedecke war nichts zu sehen. Nichts, außer grauen Häusern, leblos wie Grabsteine.

Im Frühling, als die Bäume grüntem, fuhr ich dorthin - nach Ponary.

Die Luft war rein und frisch. Wie vor hundert Jahren sangen in Ponary die Vögel. Sie sangen so ungestüm, so laut, daß es schien, als hörten ihr frohes Gezwitz auch die Toten. Achtzigtausend Tote.

Manchmal verließen die Vögel die noch nach verbrannten Menschen riechenden Bäume, ließen sich auf der Erde nieder, auf dem Frühlingslehm der Gräben und pickten mit ihren Schnäbeln einen langsamen Regenwurm aus dem Wall.

Ich betrachtete sie, und vor Schreck krampfte sich mein Herz zusammen. Es schien, als fraßen sie nicht einen Wurm oder eine unaufmerksame Fliege, sondern die Pupille des Draufgängers Chaimel oder der schwarzäugigen scheuen Chanele.

In Ponary war ich im Frühling, doch vorher sah ich die Trümmer der Großen Synagoge, jener Großen Synagoge, in der der unsterbliche Geist des Rabbi Elijahu wehte und der gegenüber der Bäcker Rachmiel seinen einträglichen Laden zu eröffnen träumte.

Ich stand vor ihren Ruinen, und mich ließ das Gefühl nicht los, daß gleich, in einer Minute, im nächsten Moment aus dem Trümmerhaufen, aus dieser Mischung von Ewigkeit und Vergänglichkeit, aus diesem niedergeworfenen kraftlosen Eisen er, der Rabbi Elijahu, aufersteht und mit voller Stimme der ganzen Stadt, ganz Litauen, der ganzen Welt verkündet:

- Juden! Lebende und Tote! Nehmt Brechstangen und Spitzhacken, Beile und Stemmeisen! Eilt herbei von überall her - aus den Marktflecken und Städten, aus Häusern und Gräbern! Die Große Synagoge

darf nicht in Trümmern liegen! Dachdecker, deckt das Dach! Tischler, legt neue Dielen auf den Fußboden! Glaser, verglast die Fenster! Schmiede, gießt neue Kerzenständer! Schneider, näht neue Talliths! Bald ist Pessach-Fest! Das Fest der Befreiung aus der ägyptischen Unterdrückung! Beeilt Euch, beeilt Euch, denn es gibt keine schrecklichere Unterdrückung als ohne Gedächtnis zu leben und im Vergessen!

Doch weder die Dachdecker noch die Schneider, weder die Schmiede noch die Tischler kamen. Die Lebenden starteten auf die Ruinen und gingen vorbei. Niemand nahm eine Handvoll Schottersteine, um sie wie Asche aufs Haupt zu streuen.

Die sowjetische Unterdrückung übertraf die ägyptische.

Als Student arbeitete ich wie viele andere meines Jahrgangs am Wiederaufbau der Stadt, wir enttrümmerten Straßen, legten Parks an, pflanzten Bäume.

Alles fand die Gnade des Siegers - nur die jüdischen Werte nicht.

In den Jeschiwas, wo sich jahrhundertlang junge Maimoniden abmühten, die Geheimnisse des Weltgebäudes und die Bestimmung des Menschen zu ergründen, wo im Weingarten der Peies die Wahrheit geboren wurde, befanden sich nun sowjetische Behörden, die nicht die Offenbarungen über die Wege der Menschheit sammelten, sondern Altstoffe.

In jüdischen Schulen schalteten und walteten gesichtslose, horizontlose Beamte, die Pässe mit Hammer und Sichel stempelten oder Blätter in die Personalakten unzuverlässiger, halbzuverlässiger oder zuverlässiger Bürger abhefteten.

In den von den Bolschewiki geschlossenen Druckereien, die vor dem Krieg in der gesamten jüdischen Welt berühmt waren, druckten sie armselige Doppelgänger der Moskauer "Prawda" und des "Kommunist", keine Wahl lassende Stimmzettel und die "großen" Werke des "Genies aller Völker und Zeiten", Josef Stalin.

In dieser sich über dem Jeruschalaim de Lita verdichtenden Finsternis glomm noch das jüdische Waisenhaus, das Kinder aufnahm, die dem Gemetzel entkommen waren, flackerte die jüdische Schule, in der noch die Buchstaben des alten Alphabets zu hören waren; bestand noch im früheren Gefängnis des Ghettos das zum baldigen Untergang verurteilte jüdische Museum, dessen Exponate nicht nur die erhalten gebliebenen Dokumente, sondern auch sein Direktor Gutkowsch und die wenigen Mitarbeiter waren.

Ich lebte in Wilna fast 50 Jahre und habe noch einen Fetzen des echten, mir im Traum erschienenen Jeruschalaim de Lita, einen Hauch seines hohen unbeugsamen Geistes erhascht.

Wir waren fast russifiziert, sprachen in einem durch die Fremde entstellten Jiddisch, die Wirren des Krieges hatten uns in Gegenden verschlagen, in denen das Wort "Jude" das gesamte Wissen über unser Volk enthielt, wir, sein junger, frierender und zitternder Trieb, eilten zu den jüdischen Literaturabenden, die im Nachkriegs-Wilna stattfanden, empfingen begeistert Gäste aus Moskau wie Perez Markisch und Kuschnirow, wir waren stolz, daß neben uns solche Dichter wie Awraam Sutskewer und Hirsch Oscherowitsch lebten.

Aus meinem Gedächtnis wird niemals der unvergleichliche Eindruck ausgelöscht, den auf mich das Poem "Kol Nidrej", vorgetragen von meinem Onkel, dem Damenschneider Motl Kanowitsch, machte. Auf dem Stalin-Prospekt in seinem Hause versammelten sich die Freunde des jüdischen Theaters und der jüdischen Literatur - der schwerhörige Lehrer Rosentalis, großköpfig, selbstbewußt, einem römischen Senator ähnelnd, der Schneider Dogim, schwarz, wie ein Stück Kohle, gellend wie der Ton einer Sirene, der stille Buchhalter Upnitzki, der immer und überall irgend etwas rechnete, prüfte, und Onkel Motl, gebrechlich, lächelnd (den Damenschneidern ist ihr Lächeln von Geburt an ins Gesicht geschrieben) trug ihnen mit dem Ausdruck einer ihm nicht eigenen Leidenschaft ein neues Poem vor. Das kleine Wohnzimmer, in dem die Lesung stattfand, erinnerte an ein griechisches Amphitheater und der Vortragende nicht an einen schwächlichen Schneider, sondern an einen griechischen Propheten. Die Luft erzitterte von seiner Stimme, der Krug mit Kirschkör bebte, die Teller bebten, und es bebte die Seele. Tränen rannen über die Wangen der verstummten Zuhörer. Auch ich weinte, obgleich ich nicht richtig verstand, warum.

Tränen gab es damals genug, und Anlaß dazu gaben nicht nur Gedichte. Jedes neue Jahr brachte neues Ungemach.

Es kam das schreckliche Jahr 1953, das alle Juden mit der Aussiedlung nach Sibirien bedrohte. In den jüdischen Häusern trocknete man Brot für den Weg. Aus den jüdischen Häusern trug man jüdische Bücher heraus wie Verstorbene. Eilig und in der Dämmerung verbrannten unsere bis auf den Tod erschreckten Nachbarn im freien Gelände nahe dem Lukischsker Gefängnis alles Jüdische, angefangen beim unschuldigen, schöngeistigen Mapu bis zum düsteren und strengen David Bergelson. Die sechzehn Bände der vorrevolutionären jüdischen Enzyklopädie trugen sie in die Nacht wie sechzehn Särge.

Es waren Scheiterhaufen, um mögliche Indizien, die stofflichen Beweise der Schuld zu beseitigen, obwohl diese Schuld in der Zugehörigkeit zum Judentum selbst bestand, in der Geburt unter einem jüdischen Dach. Der Qualm dieser Scheiterhaufen hing über meiner Jugend und vergiftete den Atem und die ZUKUNFT.

Was kann schlimmer sein als eine von Angst und Erniedrigung vergiftete ZUKUNFT?

Damals hatte ich noch nicht völlig verstanden, daß nicht das Papier in Flammen stand, sondern die Stadt meiner Träume - Jeruschalaim de Lita - und daß ich selbst nicht mehr als ein angekohltes Holzsplitter, im günstigsten Fall - ein glimmendes Stückchen Kohle war.

Und wieviele es waren! Wieviele löschte der Wind aus! Manchmal wurden durch sie Sterne entzündet - solche wie Nechama Livsicaite. Doch die Sterne hielten sich nicht lange an diesem Himmel, der sich wieder und wieder mit Wolken bedeckte.

Die Abreise begann, sie war schwierig, doch unausweichlich. Die Stadt meiner Träume, Jeruschalaim de Lita, schrumpfte zusammen wie Chagrinleder.

Die Juden eilten mit einer den Makkabäern würdigen Hartnäckigkeit und Entschlossenheit zum OWIR, dem Amt für Registrierung und Ausgabe von Visa, wie einst zur Großen Synagoge. Zum einzigen und ersehntesten Platz wurde der holperige, von Teer und Schmutzflecken übersäte Bahnsteig des Wilnaer Bahnhofs, das erste Gleis, wie die Eisenbahner sagten, und das beste, wie die Juden hinzufügten. Der Weg aus dem Jeruschalaim de Lita in das wirkliche, ewige und unersetzliche Jerusalem.

Mitte der 70er Jahre brachte ich einen alten Freund zum Zug. Als er in den Waggon stieg, machte ich ihn auf die Nummer - "0" aufmerksam.

Der Null-Waggon, das Null-Mal.

- Na und wenn schon Null? - sagte er ruhig - "Gleich wenn ich dort ankomme, wird vor ihr eine Eins erscheinen." - Welche? - fragte ich neugierig. - Die Heimat, - antwortete mein Freund - Das höchste Maß für jeden Juden.

Ich weiß nicht, ob ihm, einem Romantiker und Idealisten, dieses Glück zuteil wurde, doch damals auf dem Bahnsteig, wo junge Männer keck und herausfordernd "Hojra" tanzten, klang seine Antwort mehr als überzeugend. - Man kann nicht mit Gespenstern leben. So gut Träume auch sind, irgendwann sind sie zu Ende.

Wieso ist mir der Gedanke nie gekommen? Mein Freund hat doch recht: ich lebe mitten unter Gespenstern und verwandle mich selbst schon ein wenig in ein Gespenst. Die Große Synagoge ist ein Gespenst, das jüdische Museum ist ein Gespenst und die Häuser sind Gespenster. Gespenster in der Vergangenheit, in der Gegenwart und vielleicht auch in der Zukunft. Tante Chava, der Bäcker Rachmiel, Onkel Motl, der "Kol Nidrej" vorträgt, Gaon Elijahu, die Witwe Romm...

Sogar der mir liebste Mensch - mein Vater, ein ausgezeichneter Schneider, der die halbe Stadt bekleidet hat, verwandelte sich plötzlich in ein Gespenst. Jeden Tag - solange er sich bewegen konnte - ging er mit seinen 84 Unglücklichen (so nannte mein Vater sein Alter) auf die Jagd. - Wo willst Du hin? - fragte ich ihn. Und er antwortete ernsthaft: - Einen Juden aufspüren!

Er suchte sie im Bernhardiner Garten, auf dem Platz, der vor der Unabhängigkeitserklärung Litauens den Namen Lenins trug, am Ufer der Wilia und in der Nähe des Zentralpostamts. - Gestern habe ich zwei ausfindig gemacht, - prahlte er. - Den Schlosser Scholem und den Schuster ...wie hieß er gleich ... Nisson. - Und vorgestern? - Vorgestern nur einen - den Friseur Menasche. Seine Tochter hat versprochen, mit uns auf den Friedhof zu gehen... Auf dem Friedhof sind sonntags viele Juden, fast genauso viele wie bei den Konzerten, wenn Schilanski kommt...

Es gab Tage, an denen es dem Vater nicht gelang, auch nur einen einzigen Juden aufzutreiben. Dann kam er betrübt, wortkarg und seinem Alter, dem Schicksal und der ganzen Welt gram nach Hause.

Die Ausbeute verringerte sich mit jedem Tag, Scholem reiste aus, Nisson beantragte die Ausreise...Doch mein Vater brauchte wenigstens einen Juden seines Jahrgangs oder auch nicht seines Jahrgangs, das war nicht wichtig.

Hauptsache, eine Bank im Bernhardiner Park finden und in die warmen Ströme der Erinnerung eintauchen. Sich erinnern, erinnern: Die Bar-Mizwa, die Hochzeit, der Dienst in der Armee - in der litauischen, in der polnischen, in der russischen. Den Tag des Sieges in Tilsit oder in Lublin.

Wahrscheinlich ziehen auch heute dort, auf den Plätzen und in den Parkanlagen, an den Uferpromenaden und Stadtwäldchen solche Greise umher, wie mein Vater einer war.

Sie ziehen umher ohne zu finden, was war und was nicht war. Erschöpft und von Gott vergessen schlafen sie ein unter den Linden und Ahornbäumen, und sie träumen wie ich vom Jeruschalaim de Lita, von der Stadt, in der sie geboren wurden oder von der sie in ihrer fernen Kindheit hörten.

Man soll sie nicht wecken. Sie haben schon keine Kraft mehr, um in der Wirklichkeit zu leben und nur noch wenig Kraft, um im Traum zu leben.

Es ist nicht üblich, das Kaddisch für eine Stadt zu sprechen. Besonders dann nicht, wenn in ihr wenigstens noch ein Jude lebt - ein alter oder ein junger, ein wacher oder ein schlafender.

Ich möchte SIE nicht zu Grabe tragen.

Ich möchte IHRE Straßen und Gassen, die schmal sind wie Leinen, auf denen jahrhundertlang jüdische Wäsche trocknete, nicht begraben, - ich hänge auf sie meine Bitternis und Trauer. Ich möchte IHRE Ziegeldächer nicht begraben, auf denen die Katzen umherstolzten wie Engel und die Engel wie Katzen - ich erhebe mich auf den höchsten Dachfirst und singe von der Liebe zu diesem Himmel, zu diesem Mond, der vielen Generationen meiner Brüder und Schwestern schien. Ich will IHRE Pflasterstraßen, wo jeder Stein einem Bruchstück der Tafel Mose glich, nicht begraben - ich mauere in sie meinen Gedenkstein ein, der unter jeder Fußsohle brennen und an das Schlachten, an den Untergang Tausender und abertausender völlig unschuldiger Leben erinnern wird.

Ich will die Große Synagoge nicht zu Grabe tragen - ich werde immer in ihr beten, und solange ich beten werde, wird niemand sie vom Antlitz dieser Welt auslöschen, denn das Antlitz dieser Welt ist auch mein und dein Gesicht.

Ich will meine Träume nicht begraben.

Wer sagt, daß sie beim ersten Strahl der Sonne zergehen? Sie sind die einzige Sonne für den, der verloren hat, was er liebte.

Grigori Kanowitsch

Kfar Saba, September 1994

Übersetzung aus dem Russischen: Sigrid Guttmann

Der Autor

Grigori Kanowitsch wurde 1929 in Kaunas als Sohn eines jüdischen Schneiders geboren. Er studierte Slawistik und Philologie an der Universität Vilnius. Danach arbeitete er an der Litauischen Akademie der Wissenschaften und beim litauischen Filmbüro. Seit 1948 veröffentlicht Kanowitsch Gedichte, Erzählungen, Dramen und Romane. Im deutschen Buchhandel sind drei Titel verfügbar: "Kerzen im Wind", Roman; "Tränen und Gebete der Einfältigen", Historischer Roman; "Ein Zicklein für zwei Groschen", Roman.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft 38/39 1996,*
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>